

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1945)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hundert Millionen Menschen deutscher Zunge kaum ein Drittel reine Mundart, sozusagen niemand reines Schriftdeutsch und alle übrigen eine Zwischenform sprechen, die man Umgangssprache nennt und die selbst wieder schwankt zwischen dem Honoratiorenschwäbisch bis zum „eisigen Repräsentationsdeutsch des Kurfürstendamms“. Die uns geläufigen Ausdrücke Schriftsprache und Mundart bezeichnen also nur die Eckpfeiler einer langen, feingegliederten Kette sprachlicher Erscheinungen, deren Einzelgliedern Grenzen nachgeht. Nach einer scharfsinnigen Untersuchung der verschiedenen Ausdrücke für die beiden Hauptformen und einer lebendigen, mit Ausblicken in die sprachlich bewegte Gegenwart versehenen Darstellung ihrer Beziehungen zieht er zunächst einen Längsschnitt durch das geschichtliche Verhältnis zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch vom Alt- und Mittelhochdeutschen bis zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, zu ihrer oft mißverstandenen „Schöpfung“ durch Luther und zu ihrer Verbreitung nach Norden und Süden. Dabei hing ja die Entscheidung, ob die Schweiz sie annehmen oder (wie die Niederlande) ablehnen würde, „zeitweise an einem Faden“; die Basler und Zürcher Buchdrucker haben sie entschieden. Wir erleben dann den Ausbau zur Einheitlichkeit über Opitz, Adelung und die Klassiker mit, aber auch ihre stete Beeinflussung durch die Mundarten, was besonders am Beispiel Gottfried Kellers gezeigt wird. Auf diesen geschichtlichen Längsschnitt folgt ein Querschnitt durch das jetzige und jeweilige Verhältnis der Mundarten zur Schrift-

sprache. Die Frage nach den Ursachen der mundartlichen Verschiedenheiten ist allerdings noch nicht recht abgeklärt. Im Vorbeigehen hören wir da z. B., daß der merkwürdige Uebergang der Lautgruppe =nd zu =ng („Hand“ zu „Hang“), der gegenwärtig in der Stadt Bern die Gemüter erregt, ja gar keine landbernische Nationaleigenschaft ist, sondern auch um Köln herum vorkommt und, wie wir in einem Anhang über die wichtigsten Mundartzüge lesen, in einem breiten Band von Aachen über Hessen und Thüringen bis nach Schlesien reicht. Bei der Betrachtung der Einwirkungen der Schriftsprache auf die Mundart lesen wir, daß „eine zu zahlreiche Mundartliteratur vor allem dank der Unempfindlichkeit einer der Mundart zugetanen Lesergemeinde ihr idyllisches Dasein fristet“, zur schmerzlichen Enttäuschung dessen, der „die Mundartdichtung herzlich gern sich entfalten sähe, der aber einsieht, daß es mit der äußern Lautform und einigen ausgesuchten Mundartaussdrücken nicht getan ist“. — Was diese Besprechung in trockenen Allgemeinheiten andeutet, ist im Buch durch eine Fülle von Beispielen lebendig und anschaulich gemacht. Es geht dem Verhältnis Schriftsprache — Mundart wirklich „auf den Nerv“.

Briefkasten

J. S., B. Sie haben also in der NZZ. gelesen: „Die andern . . . bestaunten die gewaltigen Panzerwagen . . . und radebrechten mit den amerikanischen Soldaten“, und die Form „rade b r e c h t e n“ ist Ihnen aufgefallen. Wäre Ihnen „rade b r a c h e n“ ge-

läufiger? Das Wort wird selten in der Vergangenheit gebraucht; darum kommen uns beide Formen, die schwache (radebrechten) und die starke (radebrachen) ungewohnt vor. Richtig ist eigentlich nur „radebrechten“; denn das Zeitwort radebrechen hängt nicht unmittelbar mit „brechen“ zusammen, sondern zunächst mit einem allerdings verschollenen Hauptwort „die Radebreche“, und dieses bedeutete das Brechen der Glieder eines Verbrechers auf dem Rade, das Rädern. Die bildliche Anwendung auf die Sprache ist seit 1583 bekannt und kommt auch im Niederländischen, Dänischen und Schwedischen vor; daneben bezeichnete man damit auch etwa noch das „Dichten“ schlechter Verse. Richtig sind also die Formen: er radebrecht, er radebrechte, er hat geradebrecht; doch sind daneben immer wieder falsche Formen aufgetaucht: er radebricht (Platen), er radebrach (Heine), geradebrochen (Luther). Der Fall ist ähnlich wie bei „ratschlagen“, das auch nicht unmittelbar von „schlagen“ kommt, sondern von dem Hauptwort „Ratschlag“. Deshalb sagen wir „wir ratschlagten“ und nicht „wir ratschlugen“.

An den Kritiker r. Sie sind manchmal etwas zu streng. Wenn in dem Buche steht: „Der Höhepunkt seiner Tätigkeit bilden . . . die Fünfvierteljahre . . .“, so kann das ein einfacher Druckfehler sein. Wenn nicht mindestens zwei Wörter falsch sind, muß man immer mit dieser Möglichkeit rechnen, und bei der Durchsicht kann so etwas dem besten Grammatiker entgehen. Schlimmer steht es mit der „Instruktion des als definitiven Gesandten

in Aussicht genommenen von der Goltz“; aber es handelt sich wohl nicht, wie Sie glauben, um den umgekehrten Fehler, nämlich den Wen- statt des Werfalls, sondern um einen übergewissenhaften Wesfall. (Hier ist ein Druckfehler ausgeschlossen, weil zwei Wörter falsch sind.) Sie würden doch auch deklinieren: Blücher als der verantwortliche Befehlshaber, die Stellung Blüchers als des verantwortlichen Befehlshabers, dank Blücher als dem verantwortlichen Befehlshaber, das Volk verehrte Blücher als den verantwortlichen Befehlshaber. Demnach handelte es sich um die Instruktion des von der Goltz als des in Aussicht genommenen definitiven Gesandten. Der Verfasser hat aber übersehen, daß das „als“ hier nicht „Gesandten“ als Beisatz („Apposition“) mit „von der Goltz“ verbindet, sondern zu „in Aussicht genommen“ gehört. Dieser von der Goltz war in Aussicht genommen als wer oder was? — Als definitiver Gesandter. In solchen Fällen würde man wohl im Lateinischen (der Verfasser ist ja Altphilologe) Übereinstimmung („Kongruenz“) herstellen; im Deutschen ist das nicht üblich. Die Vorstellung, der Mann sei als Gesandter in Aussicht genommen, ist stärker als die Beziehung zur Instruktion; deshalb dürfen wir hier ruhig sprechen von der „Instruktion des als definitiven Gesandten in Aussicht genommenen v. d. G.“. Auf jeden Fall wirkt der gutgemeinte Wesfall unnatürlich und verwirrend. Wir sagen ja auch: „Sein Beruf als Lehrer“ und meinen: sein Beruf als der eines Lehrers, oder „Gotthelfs Bedeutung als Dichter“ und meinen seine Bedeutung als

die eines Dichters; denn der Lehrer ist kein Beruf, sondern er hat einen, und ein Dichter ist keine Bedeutung, sondern hat sie.

Recht haben Sie, wenn Sie nach der Gegenwart die Vorgegenwart und nicht die Vorvergangenheit setzen würden in dem Satze: „Nach verschiedenen kleinen Experimenten tritt bald Pindar in den Mittelpunkt, mit dem er sich intensiv beschäftigt, nachdem er zuerst fast absichtslos die Übersetzung der zweiten olympischen Ode begonnen . . . und sie rasch vollendet hatte“ (statt „hat“). Daß die Übersetzungsversuche „Experimente“ genannt werden, erweckt die nicht gerade poetische Vorstellung eines Laboratoriums, in dessen Mittelpunkt der altgriechische Dichter getreten sein soll. — Wenn der Verfasser schreibt: „Nachher lernte er unter trefflichen Lehrern die alten Sprachen, und zwar sehr gut, wie bei seiner eminenten Sprachbegabung gar nicht anders zu erwarten ist“, würden Sie sagen: „. . . , was . . . nicht anders zu erwarten ist“; ebenso würden Sie in dem Satze: „Es ist freilich, wie nicht verschwiegen werden darf, in dieser Zeit . . .“ das „wie“ durch ein „was“ ersetzen, was richtig wäre; aber die Ausdrucksweise mit „wie“ ist, wenn auch nicht gerade sehr sorgfältig, doch ziemlich üblich. Im ersten Satze ist sie wohl so gedacht: Er lernte die alten Sprachen gut, und zwar so gut, wie zu erwarten ist, und so und nicht anders ist es zu erwarten. Im zweiten Satze ist „verschwiegen“ als Gegensatz zu „sagen“ gedacht, und die Formel „wie gesagt“ (und nicht „was gesagt“) ist uns ja geläufig. — Die Form „es hat“, die dem

französischen „il y a“ entspricht, ist im ganzen süddeutschen Sprachgebiet noch üblich, wenigstens in der Umgangssprache, im Stil wissenschaftlicher Werke allerdings heute selten, und sie wirkt etwas störend in dem Satze: „Überhaupt hat es in diesem und andern Exposés(!) zum gleichen Problem wenig, was . . .“ Besser klänge „steht“ oder „gibt es“. —

Ferner haben Sie recht mit der Bemerkung, daß es bei einer Stütze auf die Stärke und nicht auf die Größe ankomme, daß also einem Staate mit einer stärkeren Stütze besser gedient sei als mit einer größeren, wie der Verfasser sagt. Derselbe Mangel an Anschaulichkeit hat auch zu der Vermischung der Bilder von der Wurzel, aus der etwas wächst, und der Quelle, aus der etwas fließt, geführt, so daß der schöne Satz entstehen konnte: „Das ist eine Konsequenz, zum Teil aus humanistischer Wurzel gelöst.“ Unklar ist in der Tat auch, wie ein Mensch redlich und ernstlich und dabei „ohne alle Persönlichkeit“ handeln kann. Gemeint ist wohl: ohne persönliche Angriffe auf den andern, und man sagt ja auch etwa, es sei einer im Meinungskampf „sehr persönlich“ geworden, aber man schreibt nicht so; „höchstes Glück der Erdenkinder“ ist jedenfalls diese „Persönlichkeit“ nicht. Sonderbare Wortgebilde sind der „schmerzengesättigte“ Reichtum, die „völkercharakteristischen Leitideen“ und das „Macht-erleben“, und wirklich kein schöner Satz ist der da: „In der Tat fördert er nach Kräften das Experiment Pestalozzischer Prägung, . . das freilich auch von dem stets al-

les Pestalozzische heimsuchenden Mißgeschick infolge menschlicher Unzulänglichkeit nicht verschont wurde.“ Die Stelle von den „charakteristischsten Eigentümlichkeiten“ ist hoffentlich die „unmusikalischste“ des Buches. Dagegen kann man an den Stellen, wo die Rede ist von Dingen, die „dem Verehrer des Humanisten eher schmerzlich sind“, und dem Eindruck der Schriften, der „eher als peinvoll“ zu bezeichnen ist, das Wort „eher“ gelten lassen, obschon man auf die Frage: „Eher als wie?“ keine ausdrückliche Antwort findet, was Sie offenbar beunruhigt. Die Antwort liegt aber im Zusammenhang: „Eher als erfreulich“, nämlich als so erfreulich, wie man erwarten können sollte. Mit einem solchen „eher“ wird, auch in der Umgangssprache, ein ungünstiges Urteil etwas abgeschwächt. Solche Mittel, feine Spielarten oder Abschattungen auszudrücken, sollten wir der Sprache lassen. — Etwas milder würden wir auch die Stelle aus dem Aufsatz des andern Sprachgelehrten beurteilen: „Vulkanartig bricht in den elf Liedern des ältesten Trobadors die neue Dichtung hervor. So gewaltig ist die Wirkung dieses Ereignisses, daß über Nacht die ganze provenzalische Poesie aufblüht und die Ansteckung sich ausbreitet, im Raum und in der Zeit, über das gesamte liebende und singende Europa.“ Da zwischen dem Vulkan und der jungen Blütenpracht ein Punkt steht, verblaßt die Vorstellung vom feuerspeienden Berg ein wenig, aber daß dieser inzwischen erloschene Vulkan „ein Aufblühen“ und zugleich eine „Ansteckung“ bewirkt, also offenbar giftige Dämpfe ausstößt, ist

nicht schön von ihm. Das ist in der Tat ein verunglücktes Bild.

Sie haben ja recht: Wir dürfen nicht nur das Deutsch der Zeitungen und der kaufmännischen Briefe usw. mit strengem Auge betrachten, auch das Gelehrtendeutsch steht ja nicht im besten Ruf, und aus den vorliegenden Beispielen können auch „gewöhnliche Leute“ etwas lernen. Aber Gerechtigkeit und Wohlwollen können auch die Verfasser gelehrter Bücher beanspruchen. Es ist natürlich auch Ihr gutes Recht, das Deutsch des Sprachvereins zu beanstanden, wenn es Ihnen mißfällt. Sie würden also das „für“ weglassen in dem Satz (Rundschau 1944): „Der Vorstand fand für gut, den Jahresbeitrag herabzusetzen.“ Das widerstrebt uns aber doch, und auch der Stil-Duden gibt den Ausdruck an: er hat es für gut gefunden. Man kann freilich eine Antwort, eine Lösung nur gut, nicht für gut finden. Es hat sich da, wie Matthias („Sprachleben und Sprachschäden“) erklärt, eine Spaltung vollzogen, indem „für gut finden“, „für das beste finden“ soviel bedeutet wie „für gut halten“, „sich für etwas als das Beste entscheiden“, sonst aber das bloße Eigenschaftswort steht. Finden Sie das richtig?

B. R., 3. Sie haben schon recht, wenn Sie im Anschluß an den Aufsatz in Nr. 5 über Wortzusammensetzung und Rechtschreibung mit Ihren Beispielen zeigen, daß zusammengesetzte Wörter nicht ganz zusammengeschrieben, sondern mit Hilfe von Bindestrichen aufgelockert werden sollten, wenn sich sonst unübersichtliche (oder allzu ungewohnte) Wortbilder erge-

ben. Es wird auch niemand einfallen, „Rhonerheinkanal“ zu schreiben; wie kann man nur, wenn vom Gangfischfang am Bodensee und Rhein die Rede ist, vom „Seerhein“ schreiben; „See-Rhein“ mutet gerade noch gewaltsam genug an. Nun ist freilich zu sagen, daß man die Wörter in der Regel in einem Zusammenhang liest, und da wird einem schon eher klar, was gemeint ist mit „Fernendämtern“, so daß man sie nicht als „Fernen-Dämter“ verstehen oder vielmehr nicht verstehen wird, oder ob es sich um „Staub-Becken“ oder um „Staub-Eßen“ handle. Auch „Artrang“ (die Art des Ranges innerhalb einer Gattung) wird einem da wohl rascher klar, und bei „Plasmamasse“ wird man kaum versucht, an eine Mama zu denken oder an eine . . . stotternde Schreibfeder. Wenn man aber an einer Bürotüre lesen kann „Tandem-Amt“ (wie scheint's das neue Fernsprechamt unserer Post-, Telegraph- und Telephonverwaltung heißt) und nicht „Tandemamt“, so sieht man sofort, welchen Teil des Wortes man — nicht versteht, und zerbricht sich nicht weiter den Kopf. Etwas besser als die „Skibegeisterten“ sehen auch die „Skibegeisterten“ aus, und bei „End-Roh-ertrag“ weiß man auch gleich, daß nicht etwas wie „Endroh-Ertrag“ gemeint sein kann. In Deutschland haben wir einmal auf einer Türe die Aufschrift „Hauptfrauenverein“ gelesen. Daß damit ein „Haupt-Frauenverein“, also wohl ein Gesamtverein verschiedener Zweigvereine gemeint war und nicht ein Verein von Hauptfrauen (oder gar Hauptmannsfrauen!), war rasch zu erkennen; diese zweite Vorstellung hat aber doch einen Augenblick

abgelenkt, freilich auch — erheitert. Den Namen von Ländern dürfte man schon die Ehre antun, ihnen eine gewisse Selbständigkeit zu lassen, also z. B. zu schreiben „Neu-England“, besonders da es auch erdkundliche Namen gibt wie Neuenburg und Neuenstadt, und da liegt die Versuchung nahe, zuerst „Neuen-Gland“ zu lesen. Wohlthätig würde ein Bindestrich in der Tat auch wirken in „Urininstinkt“.

H. B. B., St. G. und P. U., B. Wir danken Ihnen beiden für den Hinweis auf das alte Märchen von König Midas, das Sie zur Erklärung des Ausdrucks „Binsenwahrheit“ herbeiziehen, von dem in Nr. 5 die Rede war. Ovid erzählt also in seinen „Verwandlungen“, daß Apollon dem phrygischen König Midas Eselsohren wachsen ließ, weil dieser bei einem musikalischen Wettstreit zwischen Apollon und Pan für Pan Partei ergriffen hatte. Midas versuchte die Schmach zu verbergen, doch sein Haarschneider entdeckte die Eselsohren. Er wagte zwar nicht, das Geheimnis auszulaudern, vermochte aber doch auch nicht, seinem Mitteilungsbedürfnis zu widerstehen; er grub ein wenig Erde aus, flüsterte sein Geheimnis in die Grube und deckte sie wieder zu. Binsen, die bald an jener Stelle wuchsen, wiederholten bei wehendem Winde seine Worte und verrieten so des Königs Schande aller Welt; sie wurde also ein offenes Geheimnis, eine Selbstverständlichkeit, eine Binsenwahrheit. — Bei dieser Erklärung muß man allerdings den Gedanken an die altrömische, schon bei dem 159 v. Chr. verstorbenen Lustspiel-dichter Terenz erwähnte Redensart

„in scirpo nodum quaerere“ = Knoten suchen an einer Binse (die bekanntlich keine hat) fallen lassen. Auch heißt die Binse scirpus, und harundo, wie Ovid sagt, bezeichnet das Schilf. Das spricht eher gegen die Herkunft der Redensart

aus diesem Märchen, aber dieses mag zu ihrer Verbreitung beigetragen haben, weil die Selbstverständlichkeit einer Wahrheit auch ihre allgemeine Bekanntheit zu fördern pflegt, worauf es bei Ovid ankommt, und umgekehrt.

Unsere außerordentliche Jahresversammlung

vom 3. Brachmonat im Kunsthaus zu Luzern hat einen recht erfreulichen Verlauf genommen. Die Teilnahme der Mitglieder war größer als gewöhnlich und der Besuch von Steigers öffentlichem Vortrag über Spittellers Sprachkunst sehr befriedigend, besonders wenn man bedenkt, daß Luzern schon verschiedene Spitteler-Feiern erlebt hatte. Als Ehrengäste durfte der Obmann Fräulein Anna Spitteler, die Tochter des Dichters, Herrn J. Wismer, den Vertreter des Regierungsrates, und Herrn Nationalrat und Stadtpräsident Dr. Max Wey, den Vertreter des Stadtrates, begrüßen. Der Vortrag fand lebhaften Beifall. Am Mittagessen sprach Herr Dr. Wey dem Redner und dem Sprachverein seine hohe Anerkennung aus und meldete sich zur Freude der Teilnehmer als Mitglied an. Eine schöne Seefahrt führte uns zu einigen Stunden gemütlichen Beisammenseins nach Kastanienbaum. Allseits befriedigt gingen wir abends auseinander. Dieser erste Versuch einer Zusammenkunft, in deren Mittelpunkt ein geeigneter Vortrag steht, die aber im übrigen nicht mit sachungsgemäßen Geschäften belastet ist, hat sich durchaus bewährt. Die Luzerner Presse brachte freundliche Berichte. Einigen unserer Luzerner

Mitglieder schulden wir Dank für die gute Vorbereitung.

Zur Erheiterung.

Aus dem Nebelspalter

„**Volksetymologie**“. Unsere Puzfrau schickt sich an, uns nach mehr oder weniger arbeitsreichem Tag zu verlassen. — „Jez hätti gwüß fascht die Schmalzhtegupong vergässe!“ Auf unsere verwunderte Frage antwortet sie überzeugend: „Se ja, die cheibe Schmalzhtegupong; ohne die git's ja nünt me z'esse hi dene schmale Zyte!“

Kindermund. Wir gehen mit unserm Franzosenkind spazieren. Auf dem Friedhof rast die Kleine auf den die Gräber umsäumenden Mäuerchen auf und ab. Natürlich mit viel Lärm und quiettschvergnügtem Lachen. Ich mache das Kind strafend darauf aufmerksam, daß die hier friedlich ruhenden Toten nicht durch lautes Geplapper aus der Ruhe gestört werden wollen, worauf die Kleine vorwurfsvoll ausruft: „Mais ils ne comprennent pas le français!“

Deutsche Sprach, swer Sprach. Ein ausländischer Student wollte sich in einem chemischen Labor eine Waage verschaffen und sagte zum Assistenten: „Bitte, geben Sie mir eine Wiege, — ich möchte etwas wagen!“